



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Weiter, immer weiter!

*„ ... die Personen passen nicht mehr zu
den Umständen, die Umstände nicht mehr
zu den Personen; es wird alles anders,
und was vorher verbunden war, fällt
nunmehr bald auseinander.“
(Goethe)*

Draußen rumpelt die Müllabfuhr durch die Straße. Die Vögel singen nicht mehr. Auch Us Spatz lässt sich nicht mehr blicken. Manchmal sehe ich, wie er sich vom gegenüber liegenden Dach in die Tiefe stürzt, als würde er eine Art von Spatzen-Bungee Jumping betreiben und den Kick des freien Falls genießen. Die Vögel haben sich ihrer generativen Pflichten entledigt und haben keine Veranlassung mehr, sich weiter ins Zeug zu legen. Jetzt müssen keine Weibchen mehr durch Sangeskünste beeindruckt werden. Warum sich also weiter die Kehlen wund singen?

*

Gestern sah ich eine sterbende Krähe am Wegesrand im dürren Gras sitzen. Das hatte für mich insofern etwas Symbolisches, als gestern die Entrümpler in Renates Wohnung auftauchten. Im Handumdrehen war die Wohnung so gut wie leer geräumt. Auf dem Boden hinter einem Möbelstück kam eine 1-Euro-Münze zum Vorschein. Wann war sie dorthin gerollt? Die letzten Spuren eines Lebens verschwinden. Ein anderer Mensch freut sich darauf, in die Wohnung zu ziehen. Die Entrümpler erledigen ihren Job mit einer wohltuenden Routine und ohne jede Sentimentalität. Sie machen so etwas jeden Tag.

*

Auf der Straße kam mir eine Mutter mit ihrer kleinen Tochter an den Hand entgegen. Mit dem Zeigefinger der freien Hand bohrte das Mädchen mit großer Hingabe in ihrer Nase. In ein paar Jahren wird die Kultur sich des Kindes bemächtigt haben, und Gefühle der Scham und Peinlichkeit werden dafür sorgen, dass es nur noch heimlich und hinter vorgehaltenen Hand in der Nase bohren wird. Das Glück, einen veritablen Popel zu Tage zu fördern und zwischen den Fingerkuppen zu rollen, können Erwachsene in der Regel nicht mehr genießen. Lust verwandelt sich in Ekel. Das ist das



Bild von 愚木混株 Cdd20 auf Pixabay

Schicksal vieler körperlichen Regungen und Lüste, die wir als Kinder erlebt haben: sie werden verpönt und verdrängt.

*

Angesichts der Hartnäckigkeit, mit der die meisten Menschen an ihren alten, klimaschädlichen Gewohnheiten festhalten, wird auch in diesem Feld nur eine technische Lösung bleiben, wenn es eine solche denn gibt. Irgendwie muss das Kohlendioxid technisch-chemisch aus der Atmosphäre herausgezogen werden, wenn wir auf Verhaltensänderungen setzen, können wir warten bis zum Sanktnimmerleinstag. Es existiert hier eine erstaunliche Parallele zum Zerfall der bürgerlichen Ordnung. Auch dieser wird nicht nicht durch vernünftige Einsicht getoppt, sondern durch Kameras mit Gesichtserkennung und flächendeckende Überwachung. Anders wird es nicht funktionieren. Die praktische Vernunft, von Kant als das menschliche Vermögen gefasst, nach Maßgabe von Gesetzen und moralischen Maßstäben handeln zu können, ist von der Technik überrumpelt worden und hat sich als zu schwach erwiesen, ihr Zwecke und eine

Richtung vorzugeben. Unermüdlich sägen wir im Namen des Fortschritts weiter die Äste ab, auf denen wir sitzen. Das *Experimentum Mundi* scheint gescheitert.



Bild von [M. H.](#) auf [Pixabay](#)

Nach beinahe zwei Jahren hatte ich gestern mal wieder einen Platten. Ich radelte gerade die Bootshausstraße an der Lahn entlang, als ich merkte, dass ich hinten beinahe auf der Felge fuhr. Also hieß es absteigen und schieben. Mitleidige und hämische Blicke trafen mich und mein Missgeschick. Ein paar Straßen weiter befindet sich der Fahrradladen eines Bekannten, und ich be-

schloss, ihn aufzusuchen und um erste Hilfe zu bitten. Er befand sich gerade in einem Verkaufsgespräch mit einem schwierigen Kunden und es dauerte eine Weile, bis L sich mir zuwandte und sagte: „Na, dann bring das gute Stück mal runter.“ Also schleppte ich das schwere Hollandrad die Kellertreppe hinunter und schob es in Richtung Werkstatt. L warf einen Blick auf das Rad, sah, dass es das Hinterrad betraf und dass das Rad einen Kettenkasten besaß, und sagte nein. Das sei ihm für eine Spontanreparatur zu aufwendig. Also schleppte ich das Rad wieder nach oben und schob es zwei weitere Kilometer durch die Nachmittagsshitze nach Hause. Dort half mir U, es in den zweiten Stock auf meinen Balkon zu tragen. Wir stellten es auf den Kopf. Mein letzter Plattfuß liegt ungefähr zwei Jahre zurück. Damals befand ich mich auf dem Weg zu meinem Freund Jürgen, der ihn mir dann auch flugs reparierte. Ich habe in [Teil 12 der DHP](#) von diesem Nachmittag bei Jürgen an der Lahn berichtet. Ich lockerte den Mantel, drehte das Ventil heraus und zog den Schlauch hervor. Das Loch war groß und leicht zu finden. Die Luft schoss hör- und fühlbar heraus. Ich raute die betreffende Stelle mit Schmirgelpapier etwas auf und legte den Flicker zurecht. Da merkte ich erst, dass der Kleber eingetrocknet und aus der Tube nichts mehr rauszuholen war. Ein freundlicher Fahrradfreak aus der Nachbarschaft half mir aus, und so konnte ich die Reparatur fortsetzen. Ich drückte den Flicker eine Weile auf den Schlauch und ließ ihn dann trocknen. Dann friemelte ich den Schlauch wieder unter den Mantel, hebelte diesen wieder auf die Felge und pumpte auf. Ich ließ das Rad über Nacht auf dem Balkon stehen, um zu schauen, ob der Reifen die Luft auch hielt. Er tat es, und so werde ich es nachher, wenn U aus der Schule kommt, zusammen mit ihr hinuntertragen. Früher konnte ich so ein Rad auf die Schulter laden und allein rauf- und runtertragen, nach meiner Hüft-OP kann und darf ich das nicht mehr. Die Wahrheit ist: Ich kann es auch rein kräftemäßig nicht mehr. Langsam schwinden die Muskeln, die ich beim Handballspielen erworben hatte. Hoffentlich war es die einzige Reifenpanne für dieses Jahr.

Bei den zahlreichen Glasscherben, die überall in der Stadt herumliegen, ist es eigentlich ein Wunder, dass ich nicht viel häufiger davon betroffen bin. Ich versuchte es dann doch ohne fremde Hilfe. Unter Einsatz der Bremse ließ ich das Rad Stufe für Stufe die Treppe hinunter. Einmal hätte mich das Rad beinahe mitgerissen und ich geriet kurzfristig ins Straucheln. Aber es ging gut.

Gestern Abend fuhr ich mit einem anderen Rad zur Badestelle. Ein aufgewecktes kleines Mädchen, das mit seiner Mutter dort gebadet hatte, erzählte mir, was sie für Ferienpläne hat. Ein Bruder ihres Vaters heiratete in Frankreich und dort treffe sie ihre sämtlichen Cousins und Cousinen. Darauf freute sie sich sehr. Der Mutter war die Redseligkeit ihrer Tochter ein wenig peinlich und sie fürchtete, sie könne mich stören, aber ich versicherte, dass mich die Erzählungen ihrer Tochter interessierten und ich ihr gern zuhöre. „Siehst du!“, sagte das kleine Mädchen triumphierend. Die beiden bestiegen dann ihre Räder und machten sich auf den Heimweg. U kam ausnahmsweise mit dem Auto zur Lahn und wir schwammen gemeinsam eine Runde. Ich hatte aus dem ersten selbst gezogenen Basilikum eine Pesto zubereitet, die wir dann bei weit geöffneten Fenstern verspeisten. Vom Dach des gegenüberliegenden Hauses drang der Gesang einer Amsel in Us Wohnzimmer. Bald wird auch sie verstummen.



Bild von [pasja1000](#) auf [Pixabay](#)

Anderntags sah ich in der Fußgängerzone ein vielleicht achtzigjähriges Paar. Die Frau schien blind zu sein. Sie hatte ihre linke Hand leicht auf die rechte Schulter ihres Mannes gelegt und folgte seinen Bewegungen. Die wortlose Vertrautheit dieses Paares rührte mich. Ich begegnete ihnen auf meinem Stadtgang noch ein paar Mal und stets bot sich mir das gleiche Bild. Ein Bild der Hoffnung.

Marc Schürmann berichtet in der heutigen (Freitag, der 1. Juli) Ausgabe der Süddeutschen Zeitung von seinen Aufenthalten in Zoutelande und einem nahegelegenen Strandcafé. Dieses sei von zwei Geschwistern namens Tilly und Leo betrieben worden, die ein derart perfektes Ruhrgebietsdeutsch sprachen, dass er sie lange Zeit für Deutsche gehalten habe. An dieser Stelle fiel bei mir der Groschen, und die Hirnantilope begann, wilde Sprünge zu machen. Die beiden kenne ich seit rund 50 Jahren. Ich habe Monate, wenn nicht Jahre auf der Halbinsel Walcheren, ganz im Süden der Niederlande, zugebracht. Walcheren liegt in der Scheldemündung. Unsere Väter haben hier bleibende Spuren in Form von Bunkern und Panzersperren hinterlassen, die man noch heute hier und da antrifft und am *Open Monumenten-*



©Christel Stroh 2020

dag, der regelmäßig Mitte September stattfindet, auch besichtigen kann. Ich war schon in den späten 1950er Jahren mit den Eltern hier. Das war zugleich meine erste Konfrontation mit der Nazi-Vergangenheit, weil die holländischen Kinder, mit denen ich spielen wollte, mich auf Geheiß ihrer Eltern mieden, den Arm hochrissen und „Heil Hitler“ brüllten. Meine Stiefmutter wurde in den Geschäften manchmal nicht bedient. Es hat natürlich eine Weile gedauert, bis ich die Zusammenhänge zu begreifen begann und mich dann meines Deutscheins schämte. Über gleichaltrige Freunde habe ich viel erfahren und einen anderen Zugang zum Land gefunden. Ich habe in meinen zwanziger Lebensjahren manchmal Monate am Stück hier verbracht. Das war die Zeit meiner fröhlichen Arbeitslosigkeit, wie ich das genannt habe. Das Studium hatte ich abgeschlossen und wusste nun nicht mehr weiter. Die Revolution war auch im ersten Anlauf gescheitert und würde auf sich warten lassen. Uns dämmerte, dass wir darüber alt werden oder sie gar nicht mehr erleben würden. Ich habe hier viel gelesen und nachgedacht. Ich übernahm den alten, klapprigen Caravan meiner Eltern und oft verbrachte ich den ganzen Sommer hier, anfangs mit meiner damaligen Frau, dann mit wechselnden Freundinnen und Freunden. Manchmal auch mit meinen Brüdern. Ich erinnere mich, wie wir aus dem Radio vom Putsch in Chile und dem Tod Allendes hörten. Voller Empörung zogen wir über den Campingplatz und versuchten, mit den Holländern über den US-Imperialismus zu diskutieren. Im nächsten Dorf war eine Dependence der Frankfurter Spontiszene, wo im Sommer immer Genossinnen und Genossen anzutreffen waren. Dort trafen wir uns zu großen Muschelessen und Besäufnissen. Wenn wir in die Dorfkneipe einfielen, deckte der Wirt schnell



Bild von [Wikimages](#) auf [Pixabay](#)

seinen Billardtisch ab, damit wir Dilettanten die teure Bespannung nicht mit den Queues beschädigten. Und dieser Wirt, der sich um die Bespannung seines Billardtisches sorgte, war der Vater von Leo und Tilly. Er war tagsüber im Strandpaviljoen Herwegh in Valkenisse und piff mit einer Trillerpfeife die Kinder aus den Dünen, die dort spielten und den Sand ins Rutschen brachten. Da sind die Niederländer aufgrund bitterer Erfahrungen sehr empfindlich. Für Kinder sind die Dünen ein großer Sandkasten und Spielplatz, für Niederländer sind sie gelegentlich lebensrettend. Vor allem für jene, die die große Flut von 1953 miterlebt haben, als in der Provinz Zeeland hunderte von Menschen umgekommen sind. Irgendwann tauchte auch Leo im Strandcafé auf, und im Laufe der nächsten Jahre übernahm er den Laden. Der alte Herwegh tauchte nur noch gelegentlich am Strand auf. Leos Bruder betrieb den nächsten Pavillon

Richtung Zoutelande. Wir tollten den ganzen Tag am Strand herum, schwammen und spielten Fußball oder Tennis. Bevor es abends über die endlos lange Treppe über die Düne ging, kehrten wir auf ein oder zwei Heineken Biere im Strandcafé Herwegh ein. Ein kleines Bierchen kostete einen Gulden. Manchmal, wenn wir keine Lust zu kochen und genug Geld hatten, leisteten wir uns auch eine Portion Friet speciaal. Leo fiel uns auf, weil er ein wirklich eindrucksvolles Gesicht hatte. Es wurde im Laufe der Jahre immer markanter, ein veritabler Schnauzbart à la Heiner Brand oder Nietzsche vervollständigte den Charakterkopf. Wann immer Leo Zeit fand, kam er an unseren Tisch und wir plauderten miteinander und erzählten uns dies und das. Gelegentlich ging es um das zwischen Holländern und Deutschen hoch brisante Thema Fußball. Leo war oft erstaunt, wie unpatriotisch wir waren und dass wir unumwunden eingestehen konnten, dass die Holländer bei der WM 1974 die bessere Mannschaft waren. Der Kontakt überlebte die Jahre. Manchmal winkten wir uns einfach nur zu, wenn ich unterhalb des Pavillons vorüberging. Manchmal trafen wir uns abends in der Kneipe, die die Familie im nächsten Ort betrieb. In der mit dem Billardtisch. Dort existierte auch ein Jukebox, die gut bestückt war, und in der manches 25-Centstück verschwand. Zum letzten Mal bin ich Leo wohl im Jahr 2018 begegnet. Er sah mich auf die Treppe zukommen und rief mich ins Café. Er zapfte zwei Biere und wir setzten uns an einen Tisch. Er habe mir Grüße von Mik und Känni auszurichten, die vor Kurzen bei ihm reingeschaut hätten. Sie hätten nach mir gefragt. Mik und Känni waren die Frankfurter, die im nächsten Ort das Haus besaßen, in dem die Spontiszene ihre Urlaube verbrachte. Einmal traf ich hier Frank Wolff und Eberhard Windaus, die gerade im Verlag des Bruders K.D. Wolff ein viel beachtetes Buch über die Studentenbewegung 1967 bis 69 herausgebracht hatten.

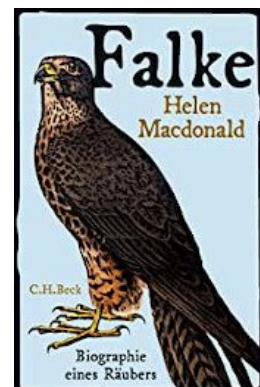
Ich hatte das Bedürfnis, mit Mik und Känni über den Tod von Leo zu reden. Ich suchte in meinem alten Notizbuch die Nummer raus, die aber nicht mehr in Betrieb war. Also schaute ich im Netz nach und stieß auf eine Handynummer von Känni. Sie ging auch gleich dran und war recht überrascht, nach so vielen Jahren so unvermittelt etwas von mir zu hören. Sie stellte das Telefon laut, so dass Mik mithören konnte. Sie seien gerade in den Niederlanden, zwar nicht auf Walcheren, aber auf einer Nachbarinsel. Für den nächsten Tag hätten sie einen Ausflug nach Biggekerke und Valkenisse geplant. Das berühmte Haus in Biggekerke haben sie vor etlichen Jahren bereits verkauft. Vom Tod Leos und seiner Schwester hatten sie noch nichts gehört. Beide waren ihnen sehr vertraut und sie reagierten erschrocken auf die Nachricht. Ob sie unter diesen Voraussetzungen zum Strandcafé Herwegh gehen würden, wussten sie noch nicht. Wir tauschten unsere aktuellen Telefonnummern aus und verabredeten uns für nächste Woche zu einem ausführlichen Telefonat. Ich hatte mit Vielem gerechnet, bloß nicht damit, an einem Freitag Anfang Juli aus der Süddeutschen Zeitung vom Tod Leos und seiner Schwester auf Walcheren zu erfahren.

Als ich mit dem gerade frisch reparierten Rad in der Bootshausstraße an einem unglaublich dicken Mann vorüber fuhr, sagte dieser in Richtung seines Handys, er habe gerade in einem nahegelegenen Lokal „phantastische Pommes mit Erdnussbutter-Soße“ gegessen. Ich wusste bis dahin gar nicht, dass es diese Kombination gibt und dachte mit Blick auf seine Leibesfülle bei mir: „Sowas kommt von sowas!“



Bild von [PublicDomainPictures](#) auf [Pixabay](#)

Als ich vor ein paar Abenden auf dem Rücken durch die Lahn schwamm, sah ich am Himmel weit über mir einen Wanderfalken in der Luft stehen und rütteln. Es war ein majestätischer Anblick. Der Wanderfalke jagt mit Vorliebe fliegende Vögel in der Luft. Er legt sich in den Wind und wartet kreisend, bis ein Beutetier in seinem Blickfeld auftaucht. Dank seiner enormen Geschwindigkeit gibt es für die ausgespähte Beute meist kein Entkommen. Auf der Speisekarte ganz oben stehen Tauben, aber auch Stare, Drosseln, Feldlerchen, Buchfinken und Rabenvögel werden nicht verschmäht. Die Wanderfalken waren in ihrem Bestand stark gefährdet. Einer der Gründe für den dramatischen Bestandsrückgang bis etwa 1970 war die Aufnahme von Pestiziden über die Beutetiere. Diese verursachten beim Wanderfalken extrem dünnchalige Eier, was den Bruterfolg stark reduzierte, weil die Eier unter dem brütenden Vogel zerbrachen. Es kam aber auch zu direkten Vergiftungen, weil die Pestizide in der Beute enthalten waren. Inzwischen haben sich die Bestände einigermaßen erholt. Wanderfalken haben unterdessen auch die Städte als Habitate entdeckt und nisten an den abenteuerlichsten Plätzen. Von meinem Balkon aus sah ich letztes Jahr, wie ein Falke einen Mauersegler erbeutete, die ja auch nicht gerade langsam unterwegs sind. In diesem Fall lagen meine Sympathien allerdings auf Seiten des Mauerseglers. Alles Wissens-



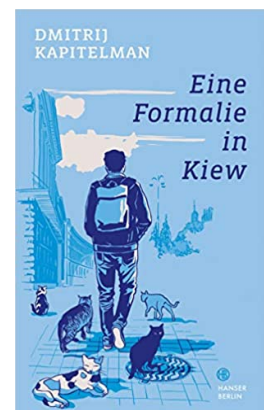
Helen Macdonald
Falke, C.h. Beck, 3/2017
Geb., 240 S., 9,95 €
ISBN: 978-3406705748

werte über diesen faszinierenden Greifvogel und das Verhältnis der Menschen zu ihm erfährt man aus Helen Macdonalds Buch *Falke – Biographie eines Räubers*, von dem ich letztes Jahr schon einmal geschwärmt habe und das im Verlag C.H.Beck erschienen ist.

Die weltweite Amokepidemie geht weiter. Nun hat auch Dänemark seinen Amoklauf. Ein 22-jähriger junger Mann schoss am Sonntagabend (3. Juli) in einem Einkaufszentrum in Kopenhagen um sich und tötete drei Menschen, vier weitere wurden durch Schüsse schwer verletzt. Der Täter wurde in die Kategorie „psychisch gestörter Einzeltäter“ eingeordnet und einstweilen in einer Psychiatrie untergebracht.

Durch Schüsse während einer Parade zum Unabhängigkeitstag der USA sind in einem Reichtenvorort von Chicago mindestens sechs Menschen getötet worden. Ein Polizeisprecher teilte mit, weitere 30 Menschen seien verletzt und in Krankenhäuser eingeliefert worden. Ein Verdächtiger sei identifiziert, der 22-Jährige sei aber flüchtig. Am Abend des 4. Juli konnte er festgenommen werden. Der von Donald Trump durch Richter und eine Richterin eigener Wahl ergänzte amerikanische Supreme Court hat jüngst in einer Entscheidung das Tragen einer Waffe zu einem Grundrecht erklärt, ein schwerer Schlag für die Bemühungen, endlich das Waffenrecht zu verschärfen.

Gestern bin ich nach der Tagesschau noch einmal zur Lahn geradelt. Ich setzte mich am Steg auf die Leiter und las im wunderbaren Buch von Dimitrij Kapitelman *Eine Formalie in Kiew*. Um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erlangen, fehlt Kapitelman laut Frau Kunze von der Leipziger Ausländerbehörde eine sogenannte „Apostille“, die ihm nur in seiner Geburtsstadt Kiew ausgestellt werden kann. Also reist er nach vielen Jahren wieder mal nach Kiew, wo inzwischen der Komiker Präsident geworden ist und sich die Dinge langsam zu ändern beginnen. Hier und da kommt man inzwischen sogar ohne Bestechung ans Ziel. Was von der alten Bestechungspraxis noch übrig ist, nennt sich jetzt „Entdankung“, und es kann im Krankenhaus nicht schaden, wenn man dem behandelnden Arzt etwas „dalässt“. Als Tante Janachka hört, dass es in Deutschland unüblich ist, Leute zu schmieren, fragt sie entgeistert: „Was ist das denn für ein System, in dem ihr in Deutschland lebt? Wo man so gar nichts mit persönlichen Kontakten und ein wenig Geld regeln kann? Das ist doch unmenschlich!“ Gut gefallen hat mir auch eine kleine Bemerkung zu Sachsen, wo Kapitelman seit vielen Jahren lebt: „In Sachsen, wo immer wieder Einzelfälle von *nicht* rechtsex-



Hanser Berlin, 1/2021;
Tb, 176 S., 12 €
ISBN: 978-3446269378

tremen Polizisten und Justizvollzugsbeamten bekannt werden ...“ In einem Interview anlässlich der Leipziger Buchmesse erzählte Kapitelman, dass jemand mal zu ihm gesagt habe: „Sagen Sie mal, Kapitelman ist doch nicht Ihr richtiger Name. Diesen Namen haben Sie sich als Schriftsteller doch als Künstlernamen zugelegt! Kapitel-Mann sozusagen.“ Er habe erwidert, dass seine jüdischen Vorfahren nun mal so hießen.



Bild von Larisa Koshkina auf Pixabay

Der Fluss vor mir schimmerte im Abendlicht in den unterschiedlichsten Farben. Der Reiher saß an seinem Platz ein paar Meter neben mir. Ein Rotkehlchen ließ sich vom allgemeinen Vogelschweigen nicht irritieren und schwätzte unermüdlich weiter. Ungefähr sechzig Meter weiter ist auf dem gegenüber liegenden Ufer eine Art Lichtung, auf der sich gern russische Angler aufhalten. Manchmal zelten sie und verbringen ihre Nächte dort. Unnötig zu sagen, dass sie dem Alkohol wohlwollend gegenüberstehen. Gestern hatten sie ein kleines ferngesteuertes Boot mitgebracht, das sie irgendwann zu Wasser ließen. Leise schnurrend zog es seine Kreise auf dem Fluss. Plötzlich merkte ich, dass sich das Boot dem Steg näherte, auf dem ich hockte. Es wurde langsamer und legte zu meinen Füßen an. Auf der Ladefläche hinter dem Führerhaus stand ein halb gefülltes Schnapsglas. Einer der Russen trat ans Ufer und rief herüber: „Ein Vodka für dich, einsamer Mann: Sa sdarówje.“ Ich stieg zwei Sprossen hinunter, ergriff das Glas vom schwankenden Boot und prostete dem Mann zu. „Vielen Dank“, rief ich hinüber und stellte das leere Glas auf das Boot zurück. „Willst du noch einen?“, wurde vom anderen Ufer her gefragt. „Danke nein, ich muss noch mit dem Rad in die Stadt zurückfahren“, erwiderte ich. Der Mann lachte. Die Begründung meiner Weigerung überzeugte ihn offenbar nicht.

Mit dem Vodka im Blut ging ich noch eine kleine Runde schwimmen. Dann packte ich zusammen und schob mein Rad zur Straße. Über der Böschung am Lahnuferweg stand ein halber Mond über der großen Birke. Auf deren Spitze saß der Falke, dessen Silhouette sich deutlich gegen den Abendhimmel abzeichnete. Der saß an dieser exponierten Stelle sicher nicht, um den Mond zu betrachten. Hier draußen treffen sich abends die Krähen, um gemeinsam zu krächzen. Eine von ihnen hat heute Abend vielleicht zum letzten Mal gekrächzt.

S talin befahl, Zitronen auch nördlich der Krim anzubauen und an kaltes Klima zu gewöhnen. Als die Bäumchen eingingen, ließ er die Gärtner exekutieren. Das ist dem Essay-Band *Orwells Rosen* von Rebecca Solnit zu entnehmen, der gestern in der Sendung *Kulturzeit* vorgestellt wurde. Ich glaube mich zu erinnern, dass Oskar Negt und Alexander Kluge einmal davon berichtet haben, dass man in der Französischen Revolution den Plan verfolgte, die Zeit der Schwangerschaft zu verkürzen, um den Menschenausstoß zu erhöhen. Die Zeitmaße der industriellen Produktion sollen den Zeitmaßen von natürlichen Prozessen aufgezwungen werden. Das funktioniert zum Leidwesen der Revolutionäre nicht, und wenn man es versucht, rächt es sich. Der bevorstehende ökologische Kollaps zeugt davon, dass das Kapital bei seiner rastlosen Suche nach Quellen des Profits Grenzen überschritten hat, die es nicht hätte überschreiten dürfen. Die fremden, industriellen Zwecken unterworfenen Natur rächt sich. Auch die Machtübernahme der Bolschewiki und damit einer bestimmten Form von Sozialismus hat ja, wie das Beispiel von Stalins Zitronen-Projekt zeigt, nichts am Typus der Industrialisierung und der Logik der Naturbeherrschung geändert, sondern nur neue Verfügungs- und Kommandostrukturen eingeführt. Auch der Sozialismus setzt ja, wo er Staaten bildet oder bilden möchte, auf Wachstum, auf die Rationalität von Technik, Wissenschaft und Industrie. Befreit von den Fesseln des Privateigentums und partikularer Interessen, sollen diese sich nun erst wahrhaft entfalten können. Es sind also nicht nur die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, die verändert werden müssen, es ist der Industrialismus, der uns gefangen hält und der auch in staatskapitalistischem Gewand auftreten kann, das viele mit Sozialismus verwechseln. **An die Stelle des kapitalistischen Staates kann ein sozialistischer treten, ohne dass dadurch die Befreiung des Menschen bewirkt wird.** Es wandelt sich lediglich die Form seiner Unterjochung und Entfremdung. Vor allem herrscht nach wie vor das Tote über das Lebendige, die Menschen werden von der Maschinerie mitgeschleift und werden als deren Anhängsel begriffen und behandelt. Der Arbeiter wird nicht dadurch zum Revolutionär, dass er ein noch besserer Arbeiter wird und sich einer Arbeiterpartei anschließt, sondern dadurch,

**An die Stelle des
kapitalistischen Staates
kann ein sozialistischer
treten, ohne dass dadurch
die Befreiung des
Menschen bewirkt wird**

dass er sich weigert, noch länger Arbeiter zu sein. Niemand sollte lebenslang ein Rädchen in der riesigen Maschine sein. Es wird Zeit für einen neuen Maschinensturm.

Ich habe oben bereits darauf hingewiesen, dass wir gegenwärtig Bestrebungen erleben, auch den Folgen des Versuchs, die Logik des Kapitals und der Industrie auf alle Lebens- und Arbeitsbereiche auszudehnen, noch einmal mit denselben Methoden begegnen zu wollen. Der Klimawandel soll mit technischen Mitteln gestoppt werden. Statt die Truppen aus der Natur zurückzuziehen und Frieden mit ihr zu schließen, solange das noch möglich ist, schickt man die Naturbeherrschungstruppen in den Kampf gegen das Kohlenstoffdioxid in der Atmosphäre. Notfalls wechseln wir den Planeten und setzen unser Zerstörungswerk woanders fort. Bloß keinen grundsätzlichen Zweifel an der Gangart des Fortschritts aufkommen lassen! Bloß nicht an den Machbarkeits- und Omnipotenzphantasien zweifeln, von denen das Projekt der kapitalistischen Modernisierung psychisch getragen wird! Am Ende von Alexander Sokurows grandiosem Film *Faust* stolpert dieser prometheische Mensch und gescheiterte Unternehmer durch eine verkarstete und eisige Mondlandschaft und brüllt: „Weiter, immer weiter!“



Bild von Gerd Altmann auf Pixabay

Aus einem Kanu auf der Lahn hörte ich heute den Satz: „Eine Destination zu haben, wäre schon schön.“ Natürlich englisch-amerikanisch ausgesprochen. Ich musste zu

Hause erst nachschlagen und erfuhr, dass man es mit „Bestimmung, Verwendungszweck“ übersetzen kann. Die Frau hatte wahrscheinlich etwas sagen wollen wie: Es wäre schön, wenn mein Leben einen Sinn hätte. Warum sagt sie es nicht so? Gestern Abend sagte bei Maybrit Illner eine junge Frau, als Olaf Scholz eins seiner Vorhaben erläutert hatte, wie selbstverständlich: „Ich supporte das.“ So redet man in bestimmten Milieus und Szenen.



Bild von [Pete Linforth](#) auf [Pixabay](#)

Es ist bemerkenswert, wie rasch das Thema Corona in der Versenkung verschwunden und medial an den Rand gerutscht ist. „Dethematisierung“ nennt man das Herausschweigen von Meldungen aus den Medien und den öffentlichen Debatten. Dabei liegen die Inzidenzen nach wie vor enorm hoch, rund tausend Patienten werden zur Zeit in Deutschland auf Intensivstationen behandelt, mehr als 500 Menschen sterben pro Woche an oder mit Corona. Gleichzeitig sehen wir Bilder von Festivals, vollen Clubs und Kneipen, die Reisewelle läuft an, der Run auf Flugreisen ist enorm, kaum jemand trägt noch Maske. Wer eine trägt, gilt als Miesepeter und Spaßbremse und wird betrachtet wie noch vor einiger Zeit jene asiatischen Touristen, die in Deutschland mit Mundschutz durch die Altstädte liefen. Dass keine Maßnahmen ergriffen werden, liegt an einer allgemeinen Corona-Müdigkeit und daran, dass mit der FDP eine Partei an der Regierung beteiligt ist, die sich viel auf ihre Freiheitsliebe zugute hält und deswegen auf Selbst- und Eigenverantwortung setzt. Nur: Selbstverantwortung ohne Selbst funktioniert nicht. Wer will, kann weiter einen Mund-Nasen-Schutz tragen, niemand verbietet es ihm oder ihr. Wir wissen längst, dass es mit eigenverantwortlichem Handeln nicht weit her ist. Krieg in der Ukraine, weltweite Klimakatastrophen, eine galoppierende Inflation drohende Gasknappheit im kommenden Winter, das umgehende Gespenst einer globalen Wirtschaftskrise, da möchten viele nicht auch noch mit Corona behelligt werden. Allzu komplexe Situationen werden dadurch vereinfacht, dass man weglässt und ausblendet. Wer noch lebt, ist bis jetzt nicht an Corona gestorben, die Infizierten berichten meist von milden Verläufen und erzählen feixend von ihrer Erkrankung. Ob sie in ein paar Jahren, wenn die Langzeitfolgen sich zeigen, immer noch lachen, weiß im Augenblick noch niemand. Einstweilen verfahren unsere feierwütigen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen nach dem Motto: „Scheiß der

Hund auf Corona, jetzt ist Sommer, gehen wir raus und amüsieren wir uns. Nach uns die Sintflut!“

„Wie viele apokalyptische Reiter müssen noch kommen? Apokalypse heißt eigentlich so viel wie Augenöffnung. Wie blind müssen wir noch werden, bevor wir fassen, dass wir nicht ohne unseren einzigen Planeten sein können, er aber sehr wohl ohne uns?“

(Adolf Muschg)

Mein Drive nach Holland ist erloschen. Dieser Tage wurde mir klar, womit das zusammenhängt. Als ich das letzte Mal dort war - im Herbst 2019 - war ich abends bei den Essensvorbereitungen. Da fuhr der Bauer, dem der Campingplatz gehört, über das direkt an den Platz angrenzende Kartoffelfeld und sprühte mit einer dieser riesigen Sprühmaschinen ein Pflanzengift auf die Kartoffelpflanzen. Der Wind trieb es zu uns herüber, man konnte es eine Weile lang riechen und wir mussten es einatmen. Durch die geöffneten Fenster drang die Substanz auch ins Innere der Wohnwagen ein. Ich hatte so etwas nicht für möglich gehalten, direkt neben einem bewohnten Campingplatz. Irgendetwas ist an diesem Abend bei mir mit zerbrochen und abgestorben. Etwas pathetisch gesagt: Mein Urvertrauen in die Idylle hinter den Dünen wurde, wie ich erst später bemerkt habe, irreparabel beschädigt. Ich sah den Bauern vorher auch schon gelegentlich mit einer Spritze über den Platz gehen und die Ränder zwischen dem Rasen und den angrenzenden Büschen besprühen, damit dort nur ja kein sogenanntes Unkraut wüchse. Auch das wird Glyphosat oder etwas ähnliches gewesen sein. Kurzum, die nähere Umgebung um unseren Caravan herum war und ist verseucht. Das wird der Bauer all die Jahre über gemacht haben, aber da wusste ich noch nichts von Glyphosat und Co. Ich hatte mich diesen Themen gegenüber unverantwortlich ignorant verhalten. An der Scheune des Bauern hängt ein Transparent, auf dem steht: Landbouw bringt het land tot leven! So sollte es im Idealfall sein. Menschliche Praxis verhilft der Natur, sich dahin zu entwickeln, wohin sie von sich aus will. Der Mensch bannt den Schrecken der Natur, indem er sich ihr angleicht. So ungefähr habe ich Adornos Begriff der Mimesis verstanden, der einen Weg aus dem Kontinuum der Naturbeherrschung weisen will. Der Bauer oder Gärtner stellt die Bedingungen zur Verfü-



Bild von mohamed Hassan auf Pixabay

gung, unter denen eine Pflanze reifen und gedeihen kann. Durch hinlänglich gute Pflege schafft er die Möglichkeit, dass sich ein Samenkorn zu einer ausgewachsenen Pflanze entwickeln kann, von der Menschen sich anständig ernähren können. Das wäre die Tätigkeitsbeschreibung des Landwirts unter idealen Bedingungen. Wahrheitsgemäß müsste der Slogan im Zeitalter der industriellen Landwirtschaft und des Pestizid-Einsatzes lauten: Landbouw bringt het land (en de mensen erop) tot sterven!

„Morgen ist ein neuer Tag, und ich war jung.“

(Jack London)

Gestern habe ich mir mal wieder Georg Stefan Trollers zweiteiligen Film über Jack London aus dem Jahr 1967 angesehen, den mir vor vielen Jahren ein Freund aufgenommen und geschenkt hat. "Seemann im Sattel" heißt er. Von Jack London bin ich von jeher fasziniert. Ich habe [in der letzten Folge der DHP](#) etwas zu den, wenn man so will, „unterirdischen“ Hintergründen dieser Faszination geschrieben. Der Sound der Stimme Trollers aus dem Off ist großartig. Mit London konnte er naturgemäß nicht sprechen, denn er ist fünf Jahre vor Trollers Geburt im Jahre 1916 gestorben. Aber Troller hat interessante Gesprächspartner aufgetan, die ihn noch gekannt haben oder etwas über ihn wussten. Zum Beispiel Hoboes, die mit ihm auf den Zügen unterwegs gewesen sind. Das ist die vielleicht spannendste Passage des Films. Der Film ist getragen von einer großen Sympathie Trollers für Jack London. Sie sind in ihrer Unruhe, umtriebigen Neugier und ihrer Vorstellung von Männlichkeit und Abenteuerlust Seelenverwandte. Eine wichtige Lektion des Films: Der Natur sind wir Menschen egal! Sie ist, wie es in einem von Londons Büchern über die schneebedeckte Wildnis heißt, „weiß und schweigt“.

Auf dem Büchertisch vor einer Buchhandlung liegt ein Taschenbuch aus mit dem Titel: *Meditieren in drei Minuten*. Schon Rousseau wusste, dass es Tätigkeiten gibt, bei denen es darauf ankommt, Zeit zu verlieren, nicht Zeit zu gewinnen oder einzusparen. Es kippt alles in den Wahnsinn um.

Hab mich die Nacht über mit Zahnschmerzen herumgewälzt. Erst nach Einnahme einer Schmerztablette konnte ich ein paar Stunden schlafen. Eine meiner zahlreichen Zahnfleischtaschen hatte sich entzündet, welche zweifellos die Folge mangelhafter Zahnpflege sind. Ich habe Zahnputzen lange Zeit für eine Schikane der Erwachsenen gehalten und arg



Bild von gregroose auf pixabay

vernachlässigt. Morgens bestieg ich das Auto und fuhr zu meinem Zahnarzt, der in einem Vorort praktiziert. Die Mädels waren schon da und sagten, ich hätte Glück, denn ein Patient habe den ersten Morgentermin abgesagt. So könne sich der Doktor gleich um mich kümmern. So geschah es auch. Ich verzichtete auf eine Betäubung und ließ die Ausschabung der Tasche über mich ergehen wie der Indianer den Marterpfahl. Nach einer halben Stunde durfte ich gehen und registrierte erleichtert, wie der Schmerz nachließ. Bei der derzeitigen Hitze entstünden leicht solche Entzündungen, sagte der Doktor und fügte noch

hinzu, es könne nicht schaden, wenn ich die Stelle mit einem feuchten Tuch kühlen würde. In solchen Tagen leuchtet mir stets die Definition von Glück ein, die Theodor Fontane versucht hat: „Ein gutes Buch, ein paar Freunde, eine Schlafstelle und keine Zahnschmerzen.“ Ich ging dann schwimmen und kühlte meinen Kiefer auf diese Weise. Es scheint gelungen zu sein. Fürs Erste ist der Schmerz gebannt und die Entzündung gestoppt. Hoffentlich hält der Zustand eine Weile an.

Am nächsten Morgen stand ich um halb acht auf dem Balkon, um U auf dem Weg zu ihrem Auto noch mal zuzuwinken. „Ich jubele dir noch zu“, kündige ich ihr gegenüber die Abschiedszeremonie auf dem Balkon stets an. U ist unbedingt der Meinung, dass die Schule viel zu früh beginnt und dass es für alle Beteiligten besser und vernünftiger wäre, wenn sie um halb zehn begänne. Es ginge dann garantiert auch friedlicher zu und es würde mehr und leichter gelernt. Manchmal bleibe ich, nachdem sie weggefahren ist, minutenlang auf dem Balkon stehen, um zu beobachten, was zu dieser frühen Stunde auf der Straße so los ist. Fast jeden Morgen sehe ich eine schöne, arabisch anmutende junge Mutter, die ihre zwei kleinen Töchter begleitet. Eine an der linken Hand, die andere an der rechten. Sie tragen alle drei Schirmmützen und wirken so, als wären sie sehr vertraut miteinander. In der Gegenrichtung sind Schüler unterwegs, die unter der Last ihrer riesigen Rucksäcke fast zusammenbrechen. Manche gehen in Grüppchen, andere allein. Die Älteren gehen stadtauswärts, die



Foto: Günter Havlena / pixelio.de

Jüngeren streben einer Grundschule in der Stadtmitte zu. Ein junger Akademiker versucht, im Laufen mit dem Arm in die Trageschleife seines Rucksacks zu gelangen. Nach etlichen Fehlversuchen und Verrenkungen gelingt es ihm schließlich. Die ersten Ladenmädchen eilen unter ihr tägliches Joch. Alle, die hier unterwegs sind, müssen irgendwohin, wohin sie nicht wollen. Ein Lehrstück in Sachen „freiwillige Knechtschaft“, die Étienne de La *Boétie* bereits an seinen Landsleuten im 16. Jahrhundert beobachtete.

*

Am späten Nachmittag saß ich an der Lahn auf dem Steg und ließ die Beine ins Wasser baumeln. Ich las mal wieder Gustav Landauer. Das heißt, ich wollte Gustav Landauer lesen, denn schon nach wenigen Minuten tauchte eine Gruppe von männlichen, weiblichen und diversen Studierenden auf, die sich mit den Worten: „Hier ist es ja mega-chillig“ lachend und laut redend neben mir auf den Steg pflanzten. Niemand kam auf die Idee zu fragen, ob mir das recht war und ob ich mich gestört fühlte. Ein lesender alter Mann war für sie kein Anlass, sich diese Fragen zu stellen und wenigstens ein klein wenig Empathie an den Tag zu legen. Kein Wort, keine Geste, nichts. Ich stand auf, packte resigniert meine Sachen ein, bestieg mein Rad und trollte mich.

Vor einer Bäckerei traf ich gestern einen Bekannten. Als ich ihm das letzte Mal begegnet bin, wirkte er niedergeschlagen, um nicht zu sagen depressiv. Ihm stand damals eine gerichtliche Auseinandersetzung mit seinem ehemaligen Geschäftspartner bevor, die nun seit einigen Wochen abgeschlossen ist. Das Verfahren endete mit seinem Freispruch und seiner Rehabilitation. Man kann stets an seinem Outfit ablesen, wie es ihm geht. Gestern sah er wieder aus wie früher. Prompt erzählte er mir: „Ich will es noch einmal wissen. Ich habe gerade zwei Startups gegründet.“ Der Mann ist Mitte siebzig und könnte sich nun - äußerlich zu seinem Recht gekommen und innerlich befriedet - endlich zur Ruhe setzen. Aber er nicht, er „gibt nun noch einmal Gas“, wie er strahlend verkündete. Ein faustischer Mensch, der durch die Trümmer rennt, die seine Lebenstätigkeit angehäuft hat, und brüllt: „Weiter – immer weiter!“ Ein kleines Beispiel dafür, dass der Kapitalismus auf der Innenseite von etwas Manischem angetrieben wird. **Aktivität und pausenloses Tun als Antidepressivum.** In Herman Melvilles Roman „Moby Dick“, dieser großen Parabel auf die Moderne, sagt der unheimliche Kapitän Ahab: „Alle meine Mittel sind vernünftig, nur mein Zweck ist wahnsinnig.“

„Immanuel Kant mutmaßte messerscharf, dass Pavi-
ne sprechen könnten, wenn sie nur wollten; sie täten
es nur deshalb nicht, weil sie sonst befürchten müss-
ten, zur Arbeit herangezogen zu werden.“

(Gruppe KRISIS)

Am 18. Juli 2012, also vor zehn Jahren, ist mein Freund Robert Kurz gestorben. Ich habe im Jahr 2015 im Wiener Magazin *Streifzüge*, das ehemalige Weggefährten von Robert herausgeben, an ihn erinnert: <https://www.streifzuege.org/2015/das-nirwana-des-geldes-2/> In der von der Gruppe KRISIS, deren Herz und Kopf Robert gewesen ist, herausgegebenen Schrift *Manifest gegen die Arbeit* heißt es: „Aber sogar jenseits der verinnerlichten Pflicht zum Warenkonsum als Selbstzweck legt sich der Schatten der Arbeit auch außerhalb von Büro und Fabrik auf das moderne Individuum. Sobald es sich aus dem Fernsehsessel erhebt und aktiv wird, verwandelt sich jedes Tun sofort in ein arbeitsähnliches. Der Jogger ersetzt die Stechuhr durch die Stoppuhr, im chromblanken Fitnessstudio erlebt die Tretmühle ihre postmoderne Wiedergeburt und die Urlauber schrubben in ihrem Auto Kilometer herunter, als müssten sie die Jahresleistung eines Fernfahrers erbringen. Selbst noch das Vögeln orientiert sich an DIN-Normen der Sexualforschung und an Konkurrenzmaßstäben der Talk-Show-Prahlereien.“

Gerade bräuchten wir dringend die analytische Schärfe und bissige Ironie eines Robert Kurz.

Das folgende Bild entstand während eines Seminars, das im Frühjahr 1994 im Haus von Freunden am Gardasee stattfand. Robert referierte zu Themen, die er in seinem kurz zuvor bei



Robert Kurz (li.) und Götz Eisenberg
am Gipfelkreuz des Cima Comer während eines Seminars
am Gardasee 1994
©Götz Eisenberg

Eichborn erschienenen Buch *Der Kollaps der Modernisierung* behandelt hatte. Im Wesentlichen ging es um die nicht zu bändigende Krisenhaftigkeit des Kapitalismus und die Folgen der Globalisierung, die damals gerade ins Bewusstsein traten. Ich trug einen Text mit dem Titel *Das moralische Ozonloch* vor, der kurz zuvor in der Zeitschrift *psychosozial* erschienen war. Ich erinnere mich, dass er mir Kritik von feministischer Seite eintrug. Besonders Roberts Frau Roswitha attackierte mich heftig. Ich

fühlte mich un- und missverstanden und blieb dem Seminar gekränkt einen Tag fern. Bis heute habe ich den fränkischen Tonfall im Ohr, in dem sie ihre Kritik vortrug. Es war für mich

eine Kritik von einem fremden Stern, auf den ich ihr nicht folgen konnte, eine Voodoo-Kritik gewissermaßen, in Voodoo-Begriffen vorgetragen. Die Kränkung muss mir wie Salz in eine Wunde gefahren sein, wie sonst könnte sie ein derart starkes Nachgefühl hinterlassen haben, dass noch dreißig Jahre später spürbar ist. Die Wunde, in die die Kränkung wie Salz fuhr, muss freilich schon vorher dagewesen sein.

Zwischen den einzelnen Themenblöcken unternahmen wir Ausflüge nach Verona und Wanderungen in die Berge oberhalb des Sees. Auf einer von ihnen entstand das Foto, das Robert und mich am Gipfelkreuz des Cima Comer zeigt. Robert ist links im Bild zu sehen, ich rechts. Was waren wir damals noch jung! Als wir in Verona waren, erfuhren wir vom Tod Ayrton Sennas, der nicht weit von uns bei einem Rennen in Bologna ums Leben gekommen war. Sorry, aber so funktioniert nun mal unser Gedächtnis. Hirnantilopenmäßig.



©Christel Stroh 2020



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWertschaftsMAGAZIN](#)